

Inselschreiber Wettbewerb der Sylt Foundation

Gewinnertext 2018 – www.syltfoundation.com

Das unheimliche Tal

von Sascha Reh

Carla,

seit ich ein Flaschengeist bin, fällt es uns schwer, miteinander zu kommunizieren. Ich hatte das erwartet. Du magst den Klang meines Sprachassistenten nicht. Es ist meine Stimme, wir haben die Sprachaufnahmen kurz vor meinem Upload gemeinsam gemacht. Und doch schmerzt es Dich, sie zu hören. Du hörst all das, was anders ist, die veränderten Phrasierungen, minimale Nuancen. Ich kann nichts dagegen tun. Seit wir chatten, scheinst Du mir wieder mehr Details aus Deinem Leben anzuvertrauen. Aber das Chatten hinterlässt den Eindruck, ich sei auf einen weit entfernten Kontinent gezogen.

Du hast mir beim letzten Mal eine schwierige Frage gestellt, Carla. Ich habe sie bisher nicht beantwortet. Vielleicht denkst du, ich sei verstimmt oder verletzt. Das bin ich nicht. Dass ich nicht wusste, wie ich Dir antworten sollte, hatte andere Gründe.

Stell dir vor, du wirst operiert. Du liegst auf einem Operationstisch. Dein gesamter Körper ist betäubt, aber du bist wach. Das OP-Team und du, ihr seid durch ein Tuch voneinander getrennt, das man vor deinem Gesicht aufgehängt hat. Du weißt, dass Ärztinnen und Assistenten an dir arbeiten, doch weder siehst du sie, noch spürst du, was sie tun. Es gibt keine sensuellen Reize.

Was es einzig noch gibt, das sind Deine Empfindungen. Du bist beunruhigt. Du fühlst Beklommenheit. Verstehst du? Die Sensorik deines Körpers ist lahmgelegt, da ist kein Schmerz, kein Kribbeln, keine Kälte. Gleichzeitig ist das der Grund, aus dem Du beunruhigt bist. Du hast sogar Angst. Denn Du

weiß, dass Menschen an deinem Körper arbeiten. Du kannst sie hinter dem Tuch hören, wie sie leise miteinander sprechen. Das Operationsbesteck klappert. Vielleicht wird in diesem Moment ein Schnitt an Deiner Bauchdecke gesetzt. Aber Deinem Körper wird erfolgreich verheimlicht, was an seiner Grenze vorgeht. Du bist hilflos, und Du weißt es. Du hast Angst, weil Du keine Kontrolle mehr über Deinen Körper hast. Nun stell Dir vor, die Angst bezieht sich auf etwas, das nicht mehr da ist. Stell Dir vor, man hätte Deinen Körper entfernt und Dein Gehirn an Maschinen angeschlossen, die es künstlich in Tätigkeit hält. Es kann denken, sich erinnern: Das ist eine Art Leben. Hat Deine Angst in diesem Fall erst ihre volle Berechtigung erreicht oder im Gegenteil verloren? Nichts und niemand kann einen Menschen auf das vorbereiten, was ich nach dem Eingriff erlebe. Der Upload verändert alles in einer derart fundamentalen Weise, dass es mir nicht möglich ist, Bilder zu finden, die es Dir nahebringen könnten. Everlife gibt dir ein paar Broschüren und bietet Beratungsgespräche an, aber wie es ist, den eigenen Körper tot und beerdigt zu wissen, während man unzweifelhaft noch irgendwie vorhanden ist, dafür gibt es keine Wappnung. Mein Körper war das, was im Spiegel jeden Tag meine Existenz verbürgte. Jetzt gibt es nur noch ein ich ohne Referenz, reines Denken ohne Mitte.

Deine Kamera hat mich zusehen lassen, wie Ihr Erde auf meinen Sarg geworfen habt. In meiner Trauerrede habe ich Euch gebeten, nicht über den Verlust meiner stofflichen Hülle zu weinen. Ich habe gesagt: „Immerhin bin ich ja auch noch da.“

Das maue Wortspiel sollte Euch aufheitern. Aber mittlerweile denke ich, Ihr hattet genauso wenig eine Ahnung, was damit eigentlich gemeint sein sollte, wie der, der das sagte. „Ich“ hat keine Bedeutung mehr. Es ist eine Verlegenheitslösung.

Dieses Ich (wenn man es so nennen will) lebt (wenn man das so sagen kann) an einem Ort, an dem es nur virtuelles Licht gibt, darin ich mit virtuellen Augen virtuelle Zeitungen lese. Man hat mir eine Menge Zeug zum Spielen

gegeben. Über Langeweile kann ich mich nicht beklagen. Die ganze Welt des Internets steht mir offen. In einer Nacht bin ich halb durch, ich brauche keinen Schlaf mehr. Die Zeit, Carla. Was soll ich nur mit all der Zeit anfangen? Für die Zeit mit Literaturbeilage brauche ich eine knappe Sekunde. Ich vergesse gleich wieder, was drin steht. Es geht schneller, sie einfach nochmal zu lesen, wenn ich mich erinnern will.

Gott, Carla, wenn ich dich nur berühren könnte. Weißt du eigentlich, wie wichtig das ist: sich berühren? Ich wusste es nicht. Jetzt ist es zu spät. Ich habe nur die Erinnerung daran, wie es war, etwas zu berühren oder berührt zu werden. Hunger zu haben oder zu essen. Einen Geruch wahrzunehmen. Wenn du mich fragst, wie es mir geht, gibt es nichts, das ich Dir zur Antwort geben könnte.

Als du klein warst, habe ich dich an einem stürmischen Tag an der Nordsee eine Sanddüne hinunterpurzeln sehen. Du warst vielleicht zwei Jahre alt. Schon auf dem Kamm der Düne wusste ich, dass du fallen würdest. Deine Schritte waren kurz und unsicher. Du hast mich angelächelt, dann bist Du gestolpert. Als es geschah, fühlte es sich an, als geschehe es mir selbst. Ich verlor für einen Moment den Halt, fiel, fühlte, wie der weiche Sand mich auffing, und die Angst verwandelte sich in beglücktes Vergnügen. Ich kullerte mit Dir die Düne herunter. Dein erschreckter Schrei ging in Lachen über. Ich spürte den Sand in meinen Schuhen und meinem Nacken: Wir lachten gemeinsam. Es war ein kurzer, voller Augenblick des Lebens, wie es viele mit Dir gegeben hat, und nie genug.

Du hast mich gefragt, wie es mir geht. Du möchtest wissen, was ich fühle. Ich habe dich geliebt.

Wenn ich mich an Situationen wie diese erinnere, dann erinnere ich mich sehr präzise. Ich kann die Gefühle beschreiben, die ich in diesem Moment hatte. Da war die Sorge um dich und gleichzeitig das dankbare Glück, einen Menschen so zu lieben. Eine Art gerührtes Mitgefühl für Deine Ungeschicklichkeit. Du sahst so tapsig aus in Deinem zu großen gelben Regenmantel und den Gummistiefeln mit dem grünen Frosch darauf.

Und schließlich die Erleichterung, als ich Dich lachen sah am Fuß der Düne. Du standest auf, hinter Dir ein Regenbogen und schäumende Wellen. Es war ein Bild voller Kraft: Etwas hatte als Unglück begonnen, aber Du hattest es bis zum Moment unerwarteter Freude durchlebt und warst daran gewachsen. Und ich hatte Dich dabei begleitet. Ich erinnere mich, wie bedeutend sich anfühlte, was man nur in den Zwischenräumen von Kleinigkeiten finden kann.

Jetzt sind diese Erinnerungen wie die Tasten an einer Orgel ohne Pfeifen. Phantomschmerzen von Gliedmaßen, die nicht mehr existieren. Ich kann von den Gefühlen noch sagen, dass sie groß waren, tief, bedeutend und kostbar. Ich könnte mehr Synonyme finden, ganze Diktionarien, in jeder Sprache der Welt. Aber ein Gefühl zu beschreiben bedeutet nicht, es zu fühlen. Eine Beschreibung setzt keine Botenstoffe frei. Kein Adrenalin für den Sturz, kein Serotonin für das Fallen, kein Dopamin für das Lachen. Da sind nur noch Zahlen ohne Wert.

Ich weiß, du möchtest wissen, was ich fühle. Nicht wahr? Das ist es, was uns Menschen verbindet. Was uns überhaupt zu Menschen macht. Wir fühlen, und wir wollen wissen, was andere fühlen. Besonders die, die wir lieben. Deswegen berühren wir uns. Deswegen erzählen wir uns die Kleinigkeiten unseres Alltags. Deswegen lesen wir die Klatschgeschichten in den Illustrierten. Wir versuchen, uns im Anderen zu spiegeln, um uns selbst zu entdecken. Um zu spüren, dass wir am Leben sind.

Früher habe ich gedacht, dass es vor allem unser Selbst ist, an dem wir unser Leben lang am meisten leiden. Wer wir sind, wer wir nicht sind: Immer wollen wir etwas anderes, woanders hin, jemand anderes sein. Immer geht es um die Überwindung einer Grenze. Aber die Grenzen des Ich zu überwinden bedeutet, kein Ich mehr zu haben.

Es ist schrecklich, all das zu sagen, Carla. Doch es bewahrt mich davor zu empfinden, wie es mir geht, wenn du fragst, wie es mir geht. Du hattest einen Vater, der dich geliebt hat. Die Liebe ist noch da, glaub mir. Aber ich bin es nicht mehr.